

## Subkultur und Sprachen

*Von Hermann Bausinger*

In seinem grundlegenden und perspektivenreichen Überblick über die Sprachsoziologie bezeichnet Thomas Luckmann „die Verschränkung von Sozialstruktur, Kultur und Sprache“ als „ein weitgehend ungeklärtes Axiom“, vor dem man sich zwar verbeuge, das aber bisher nicht präzise analysiert sei.<sup>1</sup> Luckmann bezieht sich mit dieser Feststellung auf die „Lehrbücher der Soziologie und Kulturanthropologie“, aber die deutsche Linguistik läßt sich getrost hier anschließen; auch sie neigt auf diesem Feld entweder zu „historischer Kasuistik“ oder „zu einem Funktionalismus, der mit der Feststellung der funktionalen Abhängigkeit von Sprache, Kultur und Sozialstruktur nicht nur anfängt, sondern auch damit aufhört“.<sup>2</sup>

Für die Versäumnisse lassen sich eine Reihe erklärender Gründe — und wenigstens zum Teil auch Entschuldigungen — anführen. Der allgemeinste ist die aus idealistischem Erbe erwachsene starre wissenschaftssystematische Trennung zwischen Geisteswissenschaften und Sozialwissenschaften, die nur sehr allmählich überwunden wird. Mittelbar hängt damit die betonte Ausrichtung der Sprachwissenschaft auf den allgemeinen Sprachbesitz zusammen, die sich auch noch in harmlos-kleinräumigen Untersuchungen in der Form von Generalisierungen (z. B. „des“ örtlichen Dialektes) und im verführerischen Zwang einer Als-ob-Systematik spiegelt. Zwar wird neuerdings stärker hervorgehoben, daß linguistische Einsicht letztlich immer „auf der Analyse konkreter Sprechakte“ beruht, zwar orientiert man sich mehr und mehr an der Perspektive des Sprechers<sup>3</sup> und damit am

<sup>1</sup> Ludsmann, *Soziologie*, S. 105f.

<sup>2</sup> Ebd., S. 1070.

<sup>3</sup> Bierwisch, *Stand und Probleme*, S. 256.

<sup>4</sup> Vgl. hierzu die Arbeiten von Eugenio Coseriu.

Sprachbewußtsein<sup>5</sup>; aber der Sprecher ist — wenn auch nicht im strikten Chomskyschen Sinne — in etwa doch immer „ideal Speaker“<sup>6</sup>, und nur selten wird die Frage gestellt, wie allgemein der allgemeine Sprachbesitz ist, und ob die Vorstellung nur-akzidenteller Bedeutungen nicht die Systeme in ihrer Geschlossenheit denunziert. Im allgemeinen sind die Niederungen der paroles noch immer eine Durchgangslandschaft, welche lediglich den Stoff liefert, der ohne Rückstand durch strukturelle oder sonstige Formalisierung verzehrt wird.

Ein wesentlicher Grund für das angedeutete Manko liegt aber vor allem in der Differenziertheit und damit Schwierigkeit des Problems. Die Kovariation sozialer und sprachlicher Daten steht außer Frage<sup>7</sup>; aber simple Gleichsetzungen bestimmter Sozial- und Sprachformen sind dadurch obsolet geworden, daß die beiden Seiten sich sowohl in der realen Entwicklung wie in den Deskriptionsmöglichkeiten immer stärker verästeln. Der Beruf, dem früher in sprachsoziologischen Hinweisen hohe Repräsentanz zukam<sup>8</sup>, steht heute als eine soziale Variable neben vielen andern: Alter, Geschlecht, Generation, Klasse, Schicht, Einkommen, Wohnort, Mobilität, Schulbildung — und so fort. Aber auch auf der Seite der sprachlichen Indikatoren sind die Beschreibungsmöglichkeiten (und das heißt fast immer auch: -notwendigkeiten) vielfältiger geworden: zu den gewissermaßen klassischen Variablen phonetischer, lexikalischer und syntaktischer Art und den weniger klassischen, aber wichtigen „konstitutiven Faktoren“<sup>9</sup> sind noch weitere Indikatoren, etwa kinetischer, expressiver, paralinguistischer Art getreten. Eben diese Auffächerung und Verfeinerung auf beiden Seiten macht die Zuordnung immer schwieriger, zumal da es sich ja keineswegs um getrennte Schubfächer handelt, sondern um Größen, die ihrerseits wieder kovariant und auch keineswegs stabil sind.

Die verschiedenen sprachlichen Dimensionen überschneiden sich auf mannigfache Weise; diatopische, diastratische und diaphasische Ele-

<sup>5</sup> Vgl. Gauger, *Wort und Sprache*.

<sup>6</sup> Zu fragen wäre, ob nicht der immer wieder beschworene „educated Speaker“ oft lediglich die zögernd konkretisierte Multiplikation des „ideal Speaker“ ist — also eine bedenkliche Reduktion der Sprachwirklichkeit.

<sup>7</sup> Bright, *Introduction*, S. 11.

<sup>8</sup> Diese Repräsentanz war auch früher nur teilweise gerechtfertigt. Vgl. Bausinger, *Bemerkungen*, S. 299.

<sup>9</sup> Vgl. Zwirner / Maak / Bethge, *Vergleichende Untersuchungen*.

mente der Sprache existieren nicht unabhängig voneinander, und der Zusammenhang ist kaum einmal so, daß er mit Hilfe rasch homologisierender Modelle richtig gefaßt würde. Zwar versucht man beispielsweise bei der Untersuchung von Stadtmundarten, einfache Relationen zwischen bestimmten sozialen Schichten und bestimmten Wohnbezirken herzustellen, wie etwa zuletzt in der Arbeit Bruno F. Steinbrückners über Linz<sup>10</sup>; aber solche ökologischen Modelle lassen sich nur durch erhebliche Verkürzungen der Realität erreichen. In diesem Zusammenhang ist auch an die Misere nicht nur des Terminus „Umgangssprache“, sondern auch der Erörterungen zur Umgangssprache zu erinnern; diese Misere ist zu einem nicht ganz kleinen Teil darin begründet, daß man immer wieder vergeblich versucht, soziale und räumliche Perspektiven in dem Begriff zur Deckung zu bringen.<sup>11</sup> Schließlich ist zu erwähnen, daß weder das Individuum noch die Gruppe einen festen Bezugspunkt für die Fixierung sprachlicher Sachverhalte darstellen. Zwar läßt sich heuristisch „Sprachgruppe“ als Gruppe mit nur ihr gemeinsamer Kommunikation definieren, wie es Henne und Wiegand (im Umkreis ihrer Differenzierung der Opposition Kompetenz / Performanz) getan haben<sup>12</sup>; aber mißt man den Begriff an der Wirklichkeit, so wird deutlich, daß er eine fast punktuelle<sup>13</sup> Setzung ist; die Frage, ob es solche „Sprachgruppen“ als beständige Einheit gibt, muß weitgehend verneint werden. Dabei ist der Begriff in doppelter Weise zu relativieren. Einmal ist zu fragen, in welcher Relation er zur Gesamtgesellschaft steht, und im Blick auf die Gegenwart wäre dann wohl deutlich zu machen, „wie gleichgültig der Rekurs auf die ‚Gruppe‘ gegenüber dem auf die Industriegesellschaft ist“<sup>14</sup> — Sprachgruppe wäre dann eine mehr oder weniger zufällige Beobachtungseinheit, deren Wesen aber nur vom Horizont des gesellschaftlichen Ganzen her bestimmbar ist. Dies klingt nur abstrakt: die Konkretisierung bietet das Phänomen der Massenkommunikation, die in ihrer massiven Dauerpräsenz den Gedanken selbständiger, gewissermaßen wahrhaft ‚primärer‘ Kommunikation mehr oder weniger ad absurdum führt.<sup>15</sup> Aber auch wer dieser Per-

<sup>10</sup> Steinbrückner, *Stadtsprache und Mundart*.

<sup>11</sup> Bausinger, *Bemerkungen*, S. 295. Zur allg. Problematik der Umgangssprache vgl. Moser, „Umgangssprache“; Cordes, *Zur Terminologie*; von Polenz, *Hochsprache*.

<sup>12</sup> Henne / Wiegand, *Geometrische Modelle*, S. 132 Anm. 20.

<sup>13</sup> Adorno, *Soziologie und empirische Forschung*, S. 512.

<sup>14</sup> Die Theorie vom two-step flow of communication scheint einen autonomen Primärbezirk abzuschimmen; wo die Theorie aber nicht verharmlosend angewandt

spektive als der Verabsolutierung einer ihrerseits nur vage zu benennenden Totalität mißtraut<sup>15</sup> und sich auf funktionale Beobachtungen beschränkt, wird eine Sprachgruppe weitgehend verstehen müssen als einigermaßen einheitliches Momentbild aus dem sehr komplizierten Ablauf konkurrierender und interferierender sprachsozialer Prozesse.

Selbst das Individuum verliert seine Konturen, wenn es in diese konkreten Zusammenhänge gestellt wird; der Idiolekt erweist sich noch sehr viel weniger als geschlossenes und bündiges System als etwa Dialekt und Soziolekt.<sup>16</sup> Das Individuum zerfällt in gesellschaftliche Rollen, und Hellmut Geißner hat darauf hingewiesen, daß diese Rollen immer auch „Sprechrollen“ sind.<sup>17</sup> Dieser Sachverhalt ist bisher kaum genügend realisiert worden, vermutlich weil er der geläufigen Substantialisierung des einzelnen als des ‚Sprachträgers‘ zuwiderläuft<sup>18</sup>, vielleicht aber auch deshalb, weil eben auch die jeweilige Sprechrolle nur dadurch definiert werden kann, daß sie aus einer Vielzahl konkurrierender Rollen herausgelöst wird. Die Rollen wechseln nicht nur ab, sondern überlagern sich simultan; das von Geißner herangezogene Shakespearezitat „... and one man in his time plays many parts“ müßte eigentlich variiert werden: „... and one man at a time plays many parts“.

So drohen sich also habhafte Strukturen in pointillistische Un-Struktur aufzulösen, und in dieser Situation scheint das Stichwort „Subkultur“ festeren Halt zu bieten. Es umschreibt einen Bereich, der von vornherein zwischen sozialen Determinanten und sprachlichen Real-

wird, bleibt der Unterschied der Kommunikationsstufen relativ. Vgl. Katz, Two-step Flow.

<sup>15</sup> Dies markiert die Einstellung der Neopositivisten. Der Positivismusstreit ist durchaus von Belang auch für die sprachsoziologischen Fragen; er kann jedoch hier nicht verfolgt werden.

<sup>16</sup> Vgl. Labov, Hypercorrection, S. 105: „Investigators thought that they would find the clearest, most coherent system in the speech of one person, and that two people would show a little less consistency, and that five people would show even more inconsistency. On the contrary, it appears that the speech of most individuals in N. Y. City does not form a coherent, rational system in itself.“

<sup>17</sup> Geißner, Soziale Rollen, S. 202. Den Hinweis auf diese frühe Anwendung von Dahrendorfs Rollentheorie auf die Sprache verdanke ich Ulrich Ammon.

<sup>18</sup> Selbst Geißner, der die Frage danach, was einer „eigentlich“ ist, zunächst zurückweist, sucht letztlich einen personalen Eigenraum jenseits der sozialen Rollen zu retten. Die Musilstelle, die in der Rollentheorie verschiedentlich herangezogen wurde, erlaubt eine solche Interpretation, verlangt sie aber nicht. Vgl. Musil, Robert, Der Mann ohne Eigenschaften, Hamburg 1952, S. 34 f.; dazu Dahrendorf, Homo sociologicus, S. 62.

sierungen vermittelt und diese zugleich in einen weiteren Zusammenhang stellt — einen Zusammenhang, der zudem relativ konturiert zu bleiben scheint. Tatsächlich hat sich vor allem in Amerika eine soziolinguistische Richtung herausgebildet, welche sprachliche Daten nicht mehr als Elemente eines abstrahierten Systems und auch nicht als sozialen Variablen direkt zuzuordnen versteht, sondern als soziale Tatsachen komplizierter Art. Die „ethnography of communication“, entstanden im Kreuzungsfeld von Kulturanthropologie, Linguistik und Kommunikationsforschung, deutet sprachliche Daten aus dem — jeweils kulturell bestimmten — Kommunikationszusammenhang.

Ich führe ein — vielleicht etwas extremes — Beispiel für diese Forschungsrichtung an. Charles O. Frake behandelt in einem Aufsatz das Thema: „How to Ask for a Drink in Subanon.“<sup>19</sup> Beschrieben wird, wie man bei einem auf der Philippineninsel Mindanao lebenden Stamm um ein bier-ähnliches Getränk zu bitten hat. An einem einzigen Beispiel wird, im Sinne der bekannten Lasswell-Formel<sup>20</sup>, der Kommunikationszusammenhang in seinen verschiedenen Stufen aufgedeckt; gefragt wird, „what kinds of things to say in what message forms to what kinds of people in what kinds of situations“.<sup>21</sup> Ich gestehe, daß ich mich bei der Lektüre dieser und ähnlicher Abhandlungen gefragt habe, ob hier nicht einfach unter der Flagge Kommunikation ethnographische Konterbande in linguistische Gewässer geschmuggelt werde, und ein wenig hat mich der boshafte Plan beschäftigt, zur nächstfälligen linguistischen Festschrift einen Aufsatz „Wie man in Deutschland einen Weihnachtsbaum kauft“ beizusteuern, in den dann ein gutes Stück von der Volkskunde winterlicher Festbräuche hätte eingehen können.

Indessen ist der sprachliche Einstieg so zufällig nicht. Es zeigt sich, daß das Beispiel von Frake geschickt gewählt ist: von einem nur scheinbar peripheren Sachverhalt führt es zu recht zentralen Erörterungen über den Festbrauch, über bestimmte künstlerische Darbietungsformen, über soziale Hierarchien und Wertsysteme, ja schließlich über die Subanankultur als Ganzes. Und andererseits scheint die Methode wenigstens zum Teil übertragbar — und wo sie es nicht ist, werden Unterschiede und wird die besondere Problematik des Begriffes Subkultur im mitteleuropäischen Kontext sichtbar.

<sup>19</sup> Frake, How to Ask.

<sup>20</sup> Vgl. König, Massenkommunikation, S. 185.

<sup>21</sup> Frake, How to Ask, S. 127.

Die Frage: „Wie man in Mannheim ein Bier bestellt“ mag zunächst relativ sinnlos scheinen; sie bekommt aber sofort Sinn und Gewicht, wenn man sich wegwersetzt von der — mit sozialer Ortsblindheit einfach hingenommenen — Atmosphäre der großen Hotels, wenn man also beispielsweise die Frage im Blick auf die Gegend bei den Rheinhäfen untersucht. Hier wird die sprachliche Formulierung durchaus bedeutsam; hier werden subkulturelle Milieus sichtbar. Es gibt dort Gaststätten, in denen man — selbst bei hervorragender Qualität des Gebotenen — nicht „speisen“ kann, sondern nur essen<sup>22</sup>, Kneipen, in denen nicht nur andere Trinksitten herrschen, sondern auch andere sprachliche Kommunikationsformen.

Die relative Vergleichbarkeit mit dem Beispiel amerikanischer Kommunikationsethnographie kann aber nicht hinwegtäuschen über den tiefgreifenden Unterschied. Frake erörtert sein Problem, indem er einen imaginären Fremden Zug um Zug über die Besonderheiten aufklärt, und er kann schließen: „In instructing our stranger to Subanun society how to ask for a drink, we have at the same time instructed him how to get ahead socially“<sup>23</sup> — nämlich innerhalb der Subanunkultur. Die parallele Einführung in Mannheimer Bräuche und Gewohnheiten bietet dagegen kaum irgendwelche nachhaltigeren Sozialisierungshandhaben. Zumindest läßt sich von hier aus nicht das Ganze einer Kultur (und welcher denn?) aufdröseln: die Situation ist zu komplex. Der Begriff der Subkultur läßt sich nur mit großen Vorbehalten anwenden; dazu ist der Bereich zu wenig konturiert — die Gäste wechseln ja doch, und es gibt kaum feste Grenzen der Zugehörigkeit, wenn auch bestimmte Formen der Initiation den Gedanken solcher festen Abgrenzungen nahelegen.

In den USA mußten die ethnographischen Forschungen ein stärkeres Echo finden, weil sich dort auf Schritt und Tritt auch sprachlich eindeutig geprägte Subkulturen finden. „In the United States the tower of Babel has been re-erected“, schrieb Richard M. Dorson<sup>24</sup> — und tatsächlich hat man es dort nach wie vor mit einer verwirrenden Vielfalt von Sprachen zu tun. Aber der babylonische Turm läßt sich denn doch in Stockwerke gliedern — und eben eine solche präzisere Gliederung ist hierzulande nicht leicht möglich, obwohl und weil sich

<sup>22</sup> Gumperz, *Interaction*, S. 139: „Not everyone can ‚dine‘. Certainly not two laborers during a dinner break, no matter how well prepared the food they consume and how good their table manners.“

<sup>23</sup> Frake, *How to Ask*, S. 131.

<sup>24</sup> Dorson, *A Theory*, S. 203.

die verschiedenen Spielarten der Sprache sehr viel näherstehen. Übernimmt man die Unterscheidung zwischen „compartmentalized“ und „fluid structure“<sup>25</sup>, also zwischen ‚gekammerter‘ (wie man mit einem geographischen Begriff übersetzen könnte) und durch fließende Übergänge charakterisierter Sprache, so liegt hier der Akzent eindeutig auf der ‚fließenden‘ Struktur.

All das macht deutlich, daß ein Ausweichen und Ausweiten auf den Bereich des Kulturalen die Schwierigkeiten der Soziolinguistik nicht beseitigt, sondern repetiert. Dies ist zwangsläufig der Fall. Nicht umsonst deuten viele Wendungen die Parallelität zwischen Kultur- und Sprachsystem an; sei es, daß von der „Grammatik der Kultur“<sup>26</sup> oder etwa von einem „Lokaldialekt des Verhaltens“<sup>27</sup> die Rede ist. Hier besteht Interferenz, und die gleichen Schwierigkeiten, die im sozialen und „rein“ sprachlichen Bereich festgestellt wurden, müssen zwangsläufig auch im weiteren kulturalen Bereich auftauchen.

Allerdings liegt der Einwand nahe, daß hier Thema und Begriff der Subkultur zunächst an zwei extremen Beispielen überprüft wurden. Im Fall der Mindanaokultur fragt es sich, ob der Begriff anwendbar ist, da es sich offenbar um eine zwar sehr kleine, aber weitgehend autonome, selbständige Kultur handelt — und im zur Kontrastierung herangezogenen Mannheimer Beispiel wird der Begriff deshalb fragwürdig, weil der beschriebene Bereich zu wenig selbständig und konturiert ist, als daß er als Subkultur charakterisiert werden könnte. Es wird sich jedoch zeigen, daß die dort evidenten Beobachtungen auch bei ‚eigentlichen‘ Subkulturen ihre Gültigkeit behalten. Tatsächlich wird der Begriff Subkultur im allgemeinen sehr viel konkreter verwendet. Er fordert eine gewisse Konturiertheit, und er wird auf Gruppierungen angewandt, die sich subjektiv als einheitlich und deutlich von anderen unterschieden erfahren. Das Stichwort Subkultur läßt am ehesten an Gangs und andere ‚banden‘ähnliche Zusammenschlüsse Jugendlicher, an Beatfans, an Haschraucher, aber auch an bestimmte Sportgruppen u. ä. denken. Für solche ‚subkulturalen‘ Gruppierungen lassen sich einige generelle Feststellungen treffen:

1. Sie sind grundsätzlich charakterisiert, ja definiert durch den weiteren kulturellen Horizont: Jugendgruppen stehen im Zeichen einer

<sup>25</sup> Gumperz, *Interaction*, S. 141, 151.

<sup>26</sup> Hymes, *Introduction*, S. 15, nach Ward H. Goodenough.

<sup>27</sup> Hall, *Adumbration*, S. 161.

— von Fall zu Fall neu zu definierenden — Jugendkultur'; eine Gruppe von Beatfans gehört zum weiteren Bereich einer regelrechten Beatkultur und mag sich in Einzelfällen vielleicht auch dem ebenfalls allgemeineren Bereich der „Undergroundkultur“ zuzählen; Sportgruppen sind bestimmt durch den weiteren Umkreis jeweiliger sportlicher ‚Kulturen‘ — und so weiter. Auch diese größeren Teilsysteme der Kultur werden gelegentlich als Subkulturen bezeichnet. Jedenfalls sind sie den aktuellen Gruppierungen zugeordnet und übergeordnet.

2. Diese Teilsysteme fügen sich nicht etwa nach einer Art Legobaukastenprinzip zusammen; vielmehr handelt es sich um verschiedene, sich überlagernde Dimensionen, also um eine sehr komplexe Gesamtstruktur. Wenn beispielsweise von ‚Twenkultur‘ gesprochen wird, dann kann dies zwar im Sinne der Werbung primär auf bestimmte Formen der Konsumorientierung gemünzt sein — aber selbst bei einer derartigen Einschränkung umfaßt die Twenkultur auch Teile der Beatkultur, verschiedener Sportkulturen, ja sie schließt sogar politische Subkulturen ein, sofern diese generationsgeprägt sind wie etwa die „neue Linke“.

3. Die gleiche Mehrdimensionalität und Komplexität ist zu unterstellen bei den aktualisierten Subkulturen und bei den an den betreffenden Gruppierungen beteiligten Individuen: der Beatfan ist auch Fußballer, der Teenager kann sowohl Gymnasiast und Angehöriger einer bestimmten Schulklasse wie andererseits vielleicht Mitglied einer Jugendgruppe und einer informellen Freizeitgruppe mit eigenem Jargon sein.

4. Indem von „Aktualisierung“ gesprochen wird, wird der Primat des übergreifenden Ganzen noch einmal betont. Aktualisierung heißt Jeweiligkeit: in den Gruppen kommt jeweils zum Austrag, was im größeren Horizont weitgehend schon angelegt ist; von dort erhalten die Gruppierungen ihren Sinn, ihre Gestalt, ihre Ausrichtung. Eben dies wird aber kaum registriert. Charakteristisch ist vielmehr für die aktuellen Subkulturen (oder subkulturellen Gruppen) ein starkes Eigenbewußtsein, ein ausgeprägtes Wir-Gefühl, eine Tendenz zur Verselbständigung, die vor dem — faktisch manipulativ wirkenden — weiteren Horizont die Augen schließt. Charakteristisch ist, was man als Scheinautonomie bezeichnen könnte. Dieser Zug ist nicht etwa nur als objektiver Irrtum zu registrieren; er stellt vielmehr in sich einen wichtigen kulturellen Befund dar.

Auf der Basis dieser soziokulturellen Feststellungen lassen sich nunmehr einige sprachliche Charakteristika herausarbeiten:

1. Scheinautonomie und Wirbezug drücken sich auch sprachlich aus. Aktuellen Subkulturen läßt sich der Begriff des Soziolektes im Sinne Hammarströms zuordnen<sup>28</sup> — sie haben sprachliche Eigenheiten, welche die Spredier aus der sozialen Gruppierung ableiten, da sie die Frage nicht stellen, ob es sich überhaupt um Eigenheiten im strengen Sinne handelt, und ob sie nicht völlig vom übergreifenden subkulturellen Horizont her geprägt, ja in vielen Fällen manipuliert sind. Die plakative Ausgrenzung aus der Gemeinsprache erfolgt überwiegend mit Hilfe des Wortschatzes. Da die Plakatwörter jeweils sehr schnell verblasen und eingeholt werden von der weiteren Kommunikation, kommt es hier zu einem oft sehr rasanten „flight-and-pursuit“-Prozeß<sup>29</sup>, zu immer neuen Verfremdungen.

2. Man kann eine doppelte Funktion — intra und extra — der sprachlichen Sonderung unterscheiden. Sie bewirkt Abwehr nach außen, Kohäsion nach innen. Diese Feststellung ist alles andere als neu. Hammarström bezeichnet es als „Hauptfunktion der soziolektalen Merkmale ..., dazu beizutragen, die betreffenden Gruppen von Menschen gegeneinander abzugrenzen und zugleich die Mitglieder jeder einzelnen Gruppe fester zusammenzuknüpfen“.<sup>30</sup> Und Arnold van Gennep spricht schon 1908 in seiner Abhandlung über die „langues spéciales“ von dieser Doppelfunktion: „Elles sont à la fois un moyen de cohésion pour ceux qui les emploient, et un moyen de défense contre l'étranger, ce mot pris au sens vaste qu'on doit lui donner en ethnographie.“<sup>31</sup>

3. Darüber hinaus erwähnt van Gennep noch eine allgemeinere Funktion der langue spéciale: „C'est l'une des formes de différenciation, formes voulues, et nécessaires à la vie même en société.“<sup>32</sup> Im Blick auf diese weitere Aufgabe, die gesellschaftliche Differenzierung, hat sich van Gennep möglicherweise zu sehr an den instrumentellen Funktionen der langues spéciales orientiert. Im Ansatz, bei der Heraus-

<sup>28</sup> Hammarström, Zur soziolektalen und dialektalen Funktion. Vgl. auch den Begriff der Folk-Linguistics bei Hoenigswald, A Proposai.

<sup>29</sup> Der Begriff des flight-pursuit mechanism ist übernommen von John L. Fischer, der den Sprachwandel erklärt durch die Imitation eines prestigebesetzten Sprachstils und die Distanzierung der Oberschicht von diesem Stil. Vgl. Luckmann, Soziologie, S. 1068.

<sup>30</sup> Hammarström, Zur soziolektalen und dialektalen Funktion, S. 205.

<sup>31</sup> van Gennep, Essai, S. 337.

<sup>32</sup> Ebd.

bildung von subkulturellen Sondersprachen, sind diese Funktionen sicherlich wichtig — fürs erste lassen sich die Sondersprachen meist durch einen gewissen Fachwortschatz charakterisieren, den es ja keineswegs nur in bestimmten Berufszweigen gibt, sondern auch in den verschiedensten Freizeitbereichen. Mit den Fachsprachen waren aber lange Zeit falsche Vorstellungen verbunden; man erkannte ihnen a priori eine Präzision und Differenzierungsfähigkeit zu, die sie in Wirklichkeit nicht besaßen und nicht besitzen — Dieter Möhn<sup>33</sup> hat gezeigt, daß selbst die scheinbar so exakte Fachsprache der modernen Physik nur aus dem jeweiligen Situationszusammenhang<sup>34</sup> verständlich wird. Die fachlichen Zusammenhänge werden also sprachlich nicht exakt beschrieben, sondern teilweise vorausgesetzt und dann lediglich signalisiert, abgerufen. Diese Feststellung läßt sich allgemein auf subkulturelle Sprachen übertragen; sie gibt dann auch den oft allzu sehr in den Vordergrund gespielten ‚Geheimsprachen‘ den richtigen Stellenwert. Es gibt solche Geheimcodes — aber im allgemeinen ist innerhalb der Subkultur nicht die Verständlichkeit die entscheidende und ausschließende Kategorie, sondern die „acceptability“<sup>35</sup>; und diese ‚Annehmbarkeit‘ bezieht sich entsprechend nicht auf sprachliche oder sachliche Richtigkeit, sondern ist eine sozial bestimmte Kategorie.<sup>36</sup> Wer die Fachwörter exakt erlernt hat, gehört noch lange nicht dazu; er muß vielmehr, modisch gesagt, „in“ sein, um sie richtig anzuwenden und zu verstehen, und das setzt nicht nur vertiefte Fachkenntnis (im erweiterten Sinne), sondern auch Vertrautheit mit dem sozialen Klima voraus.

4. Subkulturen fordern und fördern relative Einheitlichkeit der Erfahrung unter ihren Angehörigen; sie schaffen einen emotiven Zusammenhang, der zwar durch eine bestimmte Sachorientierung mitbedingt ist, sie aber transzendiert. Über die sprachliche Seite dieses Sachverhalts können nur hypothetische Äußerungen gemacht werden; subkulturelle Sprachuntersuchungen, die neben dem lexikalischen Bestand auch spezifische syntaktische Konsequenzen und quasi-stilistische

<sup>33</sup> Möhn, Fach- und Gemeinsprache, S. 332 passim.

<sup>34</sup> Zum Begriff der „Gesprächssituation“ vgl. Brinkmann, Syntax, S. 79 und die dort verzeichnete Literatur; außerdem Goffmann, The Neglected Situation, S. 134 f.

<sup>35</sup> Vgl. Gumperz, Interaction.

<sup>36</sup> In einem Mannheimer Diskussionsbeitrag unterschied Eugenio Coseriu drei Bezugstypen der Annehmbarkeit: die Exemplarität, die Sprachrichtigkeit und schließlich — entscheidend — das Angemessene.

Normierungen einbezögen, gibt es so gut wie gar nicht. Es hat jedoch den Anschein, daß schon die lexikalische Seite nicht allein durch sympraktische Verkürzungen bestimmt ist; die Wörter und Redewendungen sind im Gegenteil oft von umständlicher Behaglichkeit: sie orientieren sich nicht ökonomisch am Sachzweck, sondern verfolgen auch und oft primär den Nebenzweck wechselseitiger Versicherung der Gemeinsamkeit. Die verblaßte Metaphorik der Gemeinsprache wird dabei aufgefrischt; die besonderen Funktionen des bildhaften Sprechens sind die, welche auch sonst bei Redensarten registriert werden können: „karikierende, pointierende und euphemistische Funktion“<sup>37</sup>, wobei gelegentlich alle drei Funktionen zusammenfallen. Wenn in einem lokalen Jazzmilieu die Aufforderung an junge Mädchen üblich war: „Wachs mal an mich ran!“<sup>38</sup>, so überzeichnet diese Wendung den Vorgang des Sich-neben-jemand-setzens; sie pointiert gleichzeitig, indem sie das erotische Spannungsfeld im Bild enger Zusammengehörigkeit beschwört; und sie euphemisiert, indem sie die letztlich implizierte sexuelle Aufforderung umschreibt. Solch bildliche Rede verblaßt ihrerseits rasch. Es ist kein Zufall, daß der sprachliche ‚Umsatz‘ verhältnismäßig hoch, daß in diesem Jargonbereich vielleicht noch am deutlichsten sprachschöpferische Kraft vorhanden ist. Es ist aber auch kein Zufall, daß die Wendungen sich durchaus für einige Zeit als Formeln, deren Charakter sie schnell annehmen, halten: die besonderen Funktionen werden überwölbt von der allgemeinen Funktion, die jenseits des spezifisch Inhaltlichen auf das Bewußtsein der Zusammengehörigkeit zielt.

5. Diese allgemeine Funktion wird aber nicht nur durch spezifische Vokabeln und Redewendungen erfüllt, sondern auch durch die allgemeineren nichtssagenden Formeln der Sprache, die in Wirklichkeit sehr viel sagen. Die „sympathetischen“ Formeln<sup>39</sup> — also *nicht wahr?*, *ach was!* und zahllose, kaum einmal untersuchte Interjektionen — haben eben den Sinn, den Zusammenhalt zu dokumentieren und zu festigen. Dieser Zusammenhalt aber zeigt sich auch allgemeiner darin, wie etwas gesagt wird; ja, der sprachliche Usus in subkulturellen Einheiten kann gar nicht durch die sprachlichen Formen allein de-

<sup>37</sup> Vgl. Bausinger, Formen, S. 93 f.

<sup>38</sup> Tübinger Aufzeichnung 1962 durch Theo Buck. Als gewisse sprachliche Analogie könnte „heranschmeißen“ angeführt werden; vgl. hierzu Küpper, Heinz, Wörterbuch der deutschen Umgangssprache, 2. Bd., Hamburg 1963, S. 134.

<sup>39</sup> Vgl. Bernstein, Codes, S. 61.

finiert werden, sondern bedarf zu seiner Beschreibung einer umfassenden Lasswellformel: Wer sagt was zu wem in welcher Form unter welchen Umständen? Diese umfassende Frage ist deshalb wichtig, weil einerseits auch der Vorhof des Sprachlichen — Erwartungen und ‚Anmutungen‘, die in der amerikanischen Soziolinguistik mit dem treffenden Wort „adumbration“ bezeichnet werden<sup>40</sup> — einbezogen werden muß, und weil die Frage praktisch auch die Feststellung dessen einschließt, was nicht gesagt wird. Auch die Vermeidung bestimmter Themen bis hin zu mit Sanktionen gesicherter Tabuierung scheint für die subkulturelle Vereinheitlichung wesentlich zu sein.

6. Dies ist insofern leicht verständlich, als die — auch sprachlich faßbare — Normierung für den einzelnen eine Entlastungsfunktion hat. Der Sinn der Normierung des Sprachgebrauchs ist es — wie bei jeder Normierung —, die Verhaltenserwartungen zu stabilisieren.<sup>41</sup> Man könnte einmal versuchen, hier die Theorie der kognitiven Dissonanz<sup>42</sup> anzuwenden: die Normierung verhindert Dissonanzen oder löst sie auf; das Annehmbare ist bis zu einem gewissen Grad auch das Annehmliche. Im subkulturellen Horizont und im durch diesen Horizont bestimmten Sprachgebrauch hat der einzelne die Möglichkeit, die innere Konsonanz mit den anderen zu erfahren, sozial zu überformen und dadurch zu schützen. Er wird bestätigt; sein — nicht umsonst häufig recht engagiertes — Rollenspiel nimmt den Schein der Beständigkeit an, mutiert gewissermaßen in Status-Charakter.<sup>43</sup> Wenn der Begriff unpathetisch verstanden wird, so könnte man sagen: die subkulturelle Einheit bietet dem einzelnen — nicht zuletzt sprachlich — Heimat.

An dieser Stelle mag noch einmal an die Relativität des Terminus „Subkultur“ erinnert werden — diese Relativität könnte nunmehr der Reichweite der getroffenen Feststellungen zugute kommen. Zunächst darf registriert werden, daß die — freilich recht allgemeine — Kennzeichnung den sprachlichen Befund in allen Subkulturen anvisiert, also nicht nur in den durch freien Zusammenschluß, sondern auch in den durch erzwungene Abschließung entstandenen. Dies soll hier nicht in aller Breite belegt werden. Ich beschränke mich darauf, ein extremes Beispiel anzuführen. Wer die kleine Abhandlung von

<sup>40</sup> Hall, Adumbration.

<sup>41</sup> Vgl. Luhmann, Normen, S. 30.

<sup>42</sup> Vgl. Festinger, A Theory.

<sup>43</sup> Vgl. Goodenough, Rethinking ‚Status‘ and ‚Role‘.

Hans Winterfeldt über die Sprache im nationalsozialistischen Konzentrationslager<sup>44</sup> — oder besser noch: die Primärberichte von Kogon oder Adler — gelesen hat, der kann feststellen, daß die dargelegten sprachlichen Eigenheiten selbst in diesem makabren subkulturellen Bereich, wenn auch mutatis mutandis, dingfest gemacht werden können. Das Vokabular, das zur „Öffentlichkeitssprache“ des Nationalsozialismus<sup>45</sup> gehörte, hatte für die Häftlinge — in Verbindung mit der situationsbedingten Gemeinsamkeit auch der sonstigen Sprache — eine deutliche Kohäsionsfunktion.

Die Relativität ist aber noch entschiedener. Man kann die Hypothese wagen, daß in Subkulturen eine Form der Kommunikation und des sprachlichen Verhaltens üblich ist, die prinzipiell in fast jeder Gesprächssituation anvisiert wird. Walter Johannes Schröder hat vor kurzem einen Aufsatz vorgelegt mit dem — für jeden Referenten beruhigenden — Titel: „Vom guten Sinn der dummen Rede“. Darin schildert er die sprachlichen (und sozialen!) Mechanismen des Zustimmungsheischens, die gerade auch dort zum Vorschein kommen, wo ein Sprecher einen ihm fremden Partner in sein weitgehend monologisiertes Gespräch wenigstens als konsonanten Zuhörer einbeziehen möchte. Auch hier geht es also um die Herstellung einer sicheren Basis, die keineswegs über die Gemeinsamkeit der Sachinteressen, sondern über emotionelle Kontakte erreicht werden soll; und dies Beispiel ist gerade deshalb so bedeutsam, weil es hinsichtlich der Gesprächspartner von Voraussetzungen ausgeht, die denen einer subkulturellen Gruppierung entgegengesetzt sind.

Zwischen diesen Polen einer Gesprächs-Skala wäre etwa das „gesellige“ Gespräch anzusiedeln. Die Kategorie der Geselligkeit, die in der ‚klassischen‘ Soziologie eine wichtige Rolle spielte, wurde neuerdings von Axel Gehring in einer Studie behandelt.<sup>46</sup> Charakteristisch für die Geselligkeit ist das Fehlen von engen Gemeinsamkeiten; es gibt demnach im geselligen Gespräch auch keine demonstrativen Anspielungen auf die Kohärenz. Aber das Prinzip der „acceptability“ ist geradezu definitiv, und das sympathetische Zielen auf Übereinstimmung, die sorgfältige Beachtung der allgemeinen Tabubereiche ist wesentlich; auch hier also geht es um soziale Konsonanz.

<sup>44</sup> Winterfeldt, Die Sprache im Konzentrationslager.

<sup>45</sup> Gluck, Erfolg, 24, 1968, S. 80.

<sup>46</sup> Gehring, Die Geselligkeit.

Gewiß sind solche recht pauschalen Bemerkungen diskutabel; eine differenzierende Soziologie des Gesprächs und der Gesprächssituationen existiert noch nicht, und es bedürfte dazu sorgfältigerer Skategorisierungen und genauerer und umfassenderer Beobachtungen. Die Beispiele sind hier lediglich angedeutet worden, weil sie zu einem Begriff hinführen, der zu einer sehr aktuellen Problematik der Subkulturen gehört: dem Begriff der „Restriktion“. Schon van Gennep verwendet für die Gruppen, bei denen Sondersprachen anzutreffen sind, neben «sociétés spéciales» und «sociétés secondaires» auch den Ausdruck «sociétés restreintes».<sup>47</sup> Bei Basil Bernstein taucht der Begriff der Restriktion in spezifischerem, aber doch verwandtem Sinne wieder auf.<sup>48</sup> Er unterscheidet zwei Codes, einen ‚elaborierten‘ oder differenzierten und einen restringierten. Er betont die Überlegenheit und Notwendigkeit des elaborierten Codes angesichts der nötigen Mobilität der heutigen Gesellschaft; aber er macht auch deutlich, daß es verschiedene Bedingungen und Arten der Restriktion gibt. Sie werden von Bernstein sprachstrukturell unterschieden — im einen Fall ist das beschränkte Vokabular („lexicon prediction“), im anderen die beschränkte Möglichkeit struktureller Differenzierung („high structural prediction“) charakteristisch.

Diese Unterscheidung wirkt etwas künstlich, und das Verhältnis zwischen den beiden Restriktionstypen ist nicht völlig geklärt. Sie erlaubt es vielleicht, die mehr oder weniger geschlossenen und sprachlich restringierten Subkulturen abzusetzen von den niedrigen „subkulturellen Milieus“ der Unterschichten.<sup>49</sup> Aber ungeachtet dieser Unterscheidung ergibt sich ein Zusammenhang, der hier nurmehr als Problem herausgestellt werden kann:

Die Überlegungen und Beobachtungen zu Gruppen verschiedener Kohärenz scheinen zu zeigen, daß Restriktion ein strukturelles Ziel jedes intensiveren Gesprächs ist, und daß die soziale Funktion von Subkulturen geradezu auf den Begriff der Restriktion zu bringen ist. Möglicherweise müssen daraus nicht nur soziolinguistische, sondern auch pädagogische Folgerungen gezogen werden. Die Konsequenz kann freilich nicht in der Verhaftung aufs Bestehende liegen, sondern darin, daß man sich verstärkt um eine Strategie der Differenzierung bemüht. Der Weg aus einer überwiegend negativ einzuschätzenden

Restriktion heraus kann nur über die Stufen positiver Restriktionen führen; Elaboration ist nur auf dem Umweg über eine Vielzahl von Restriktionen möglich.<sup>50</sup>

Dies ist nicht mehr als eine knapp gefaßte Andeutung — wie das ganze Referat überwiegend Hypothesen vorträgt und den Charakter eines heuristischen Angebots hat. Dies muß betont werden, und es erscheint angemessen, zumal sich unter den Soziolinguisten bereits eine Zunft von Junggrammatikern ankündigt, welche eine irgendwo gemachte Detailbeobachtung schnell als „Gesetz“ auf alle Gesellschaften überträgt.<sup>51</sup> Diese Phase sollte, wenn es nunmehr hierzulande zu einer intensiveren Rezeption der Soziolinguistik kommt, vermieden werden.

<sup>47</sup> In diesem Sinne ist u. a. auch die Bedeutung von Dialekten für die sprachliche Erziehung neu zu bedenken: Mundart nicht als überbewertete ‚Naturform‘, aber als Restriktionsstufe, von der möglicherweise der Absprung leichter fällt als von der künstlichen Reduktionsstufe des ‚Fibelkodes‘. Vgl. McDavid, *Dialect Differences*, S. 81: „No educational program should aim at forcibly alienating the individual from his cultural background; if he must make a break, he must make it with understanding of all the forces involved.“

<sup>48</sup> Dieser Generalisierungstrend hängt möglicherweise mit der „kulturanthropologischen“ Tradition der amerikanischen Ethnographie zusammen, der es letztlich fast immer um kultural lediglich modifizierte menschliche Grundelemente geht.

<sup>47</sup> van Gennep, *Essai*, S. 328 f.

<sup>48</sup> Bernstein, *Codes*, S. 59 f.

<sup>49</sup> Vgl. Oevermann, *Sprache*, S. 34.

(Die in den Anmerkungen verwendeten Kurztitel stehen in Klammern jeweils am Ende der bibliographischen Angaben)

- Adorno, Theodor, Soziologie und empirische Forschung, in: Logik der Sozialwissenschaften, hrsg. von Ernst Topitsch, S. 511—525.
- Bausinger, Hermann, Bemerkungen zu den Formen gesprochener Sprache, in: Satz und Wort im heutigen Deutsch = Sprache der Gegenwart 1, Düsseldorf 1967, S. 292—312. [Bemerkungen]
- Bausinger, Hermann, Formen der „Volks poesie“, Berlin 1968. [Formen]
- Bernstein, Basil, Elaborated and Restricted Codes: Their Social Origins and Some Consequences, in: The Ethnography of Communication, American Anthropol. Special Publication 66, 1964, S. 55—69. [Codes]
- Bierwisch, Manfred, Stand und Probleme der generativen Grammatik, in: Wiss. Zs. der Humboldt-Universität zu Berlin, Ges.-Sprachwiss. Reihe 18, 1969, S. 256. [Stand und Probleme]
- Bright, William, Introduction: The Dimensions of Sociolinguistics, in: Sociolinguistics, ed. by William Bright, The Hague, Paris 1966, S. 11—15. [Introduction]
- Brinkmann, Hennig, Die Syntax der Rede, in: Satz und Wort im heutigen Deutsch = Sprache der Gegenwart 1, Düsseldorf 1967, S. 74—94. [Syntax]
- Cordes, Gerhard, Zur Terminologie des Begriffs ‚Umgangssprache‘, in: Festgabe für Ulrich Pretzel zum 65. Geburtstag, Berlin 1963, S. 338—354. [Zur Terminologie]
- Coseriu, Eugenio, Einführung in die strukturelle Linguistik. Vorlesung 1967/68 Tübingen; Einführung in die transformationelle Grammatik. Vorlesung 1968; autorisierte Nachschriften von Gunter Narr und Rudolf Windisch.
- Dahrendorf, Ralph, Homo sociologicus, Köln und Opladen 1965.
- Dorson, Richard M., A Theory for American Folklore, in: Journal of American Folklore 72, 1959, S. 197—215. [A Theory]
- Festinger, Leon, A Theory of Cognitive Dissonance, New York 1957. [A Theory]
- Frake, Charles O., How to Ask for a Drink in Subanon, in: The Ethnography of Communication, American Anthropol. Special Publication 66, 1964, S. 127—132. [How to Ask]
- Gauger, Hans-Martin, Wort und Sprache. Sprachwissenschaftliche Grundlagen, Tübingen 1970.
- Gebring, Axel, Die Geselligkeit. Überlegungen zu einer Kategorie der „klassischen“ Soziologie, in: Kölner Zs. f. Soziologie und Sozialpsychol. 21, 1969, S. 241—255.
- Geißner, Hellmut, Soziale Rollen als Sprechrollen, in: Kongreßbericht der Gemeinschaftstagung für allgemeine und angewandte Phonetik 3.—6. Okt. 1960 in Hamburg, zusammengestellt von Hannah Jürgensen, Hamburg 1960, S. 194—204. [Soziale Rollen]
- van Genneep, Arnold, Essai d'une théorie des langues spéciales, in: Revue des Études Ethnographiques et Sociologiques 1, 1908, S. 327—337. [Essai]
- Gluck, Rolf, Erfolg und Mißerfolg der nationalsozialistischen Sprachlenkung, in: Zs. f. dt. Sprache, 22.—24. Jg., 1966—69. [Erfolg]
- Goffmann, Erving, The Neglected Situation, in: The Ethnography of Communication, American Anthropol. Special Publication 66, 1964, S. 133—136.
- Goodenough, Ward H., Rethinking ‚Status‘ and ‚Role‘. Toward a General Model of the Cultural Organization of Social Relationships, in: The Relevance of Models for Social Anthropology, ed. by Michael Banton, London 1965, S. 1—24.
- Gumperz, John J., Linguistic and Social Interaction in Two Communities, in: The Ethnography of Communication, American Anthropol. Special Publication 66, 1964, S. 137—153. [Interaction]
- Gumperz, John J., On the Ethnology of Linguistic Change, in: Sociolinguistics, ed. by William Bright, The Hague, Paris 1966, S. 27—49.
- Hall, Edward T., Adumbration as a Feature of Intercultural Communication, in: The Ethnography of Communication, American Anthropol. Special Publication 66, 1964, S. 154—163. [Adumbration]
- Hammarström, Göran, Zur soziolektalen und dialektalen Funktion der Sprache, in: Zs. f. Maf. 34, 1967, S. 205—216.
- Henne, Helmut I Wiegand, Herbert Ernst, Geometrische Modelle und das Problem der Bedeutung, in: ZDL 36, 1969, S. 129—173. [Geometrische Modelle]
- Hoeningwald, Henry M., A Proposal for the Study of Folk-Linguistics, in: Sociolinguistics, ed. by William Bright, The Hague, Paris 1966, S. 16—26. [A Proposal]
- Horn, Wilhelm, Sprachkörper und Sprachfunktion, Palaestra 135, Berlin 1921.
- Hymes, Dell, Introduction: Toward Ethnographies of Communication, in: The Ethnography of Communication, American Anthropol. Special Publication 66, 1964, S. 1—34. [Introduction]
- Katz, Elihu, The Two-step Flow of Communication: an Up-to-date Report on a Hypothesis, in: Public Opinion Quarterly 21, 1957, S. 61—78. [Two-step Flow]
- König, René, Massenkommunikation, in: Soziologie, hrsg. von René König, Frankfurt 1967, S. 181—190.
- Labor, William, Hypercorrection by the Lower Middle Class as a Factor in Linguistic Change, in: Sociolinguistics, ed. by William Bright, The Hague, Paris 1966, S. 84—113. [Hypercorrection]
- Lasswell, Harold D., Propaganda Technique in the World War, New York 1927.
- Luckmann, Thomas, Soziologie der Sprache, in: Handbuch der empirischen Sozialforschung, hrsg. von René König, 2. Bd. Stuttgart 1969, S. 1050 bis 1101. [Soziologie]
- Lubmann, Niklas, Normen in soziologischer Perspektive, in: Soziale Welt 20, 1969, S. 28—48. [Normen]
- McDavid jr., Raven I., Dialect Differences and Social Differences in an Urban Society, in: Sociolinguistics, ed. by William Bright, The Hague, Paris 1966, S. 72—83. [Dialect Differences]

- Möln, Dieter*, Fach- und Gemeinsprache. Zur Emanzipation und Isolation der Sprache, in: Wortgeographie und Gesellschaft. Festschrift für Ludwig Erich Schmitt, hrsg. von Walther Mitzka, Berlin 1968, S. 315—348.
- Moser, Hugo*, „Umgangssprache“. Überlegungen zu ihren Formen und ihrer Stellung im Sprachganzen, in: Zs. f. Maf. 27, 1960, S. 215—232.
- Oevermann, Ulrich*, Sprache und soziale Herkunft. Ein Beitrag zur Analyse schichtenspezifischer Sozialisationsprozesse und ihrer Bedeutung für den Schulerfolg, mschr. Diss. Frankfurt a. M. 1967. [Sprache]
- von Polenz, Peter*, Hochsprache und Mundarten heute, in: Muttersprache 68, 1958, S. 309—310. [Hochsprache]
- Rupp, Heinz*, Gesprochenes und geschriebenes Deutsch, in: Wirkendes Wort 15, 1965, S. 19—29.
- Steger, Hugo*, Gruppensprachen. Ein methodisches Problem der inhaltsbezogenen Sprachbetrachtung, in: Zs. f. Maf. 31, 1964, S. 125—138.
- Steger, Hugo*, Gesprochene Sprache. Zu ihrer Typik und Terminologie, in: Satz und Wort im heutigen Deutsch = Sprache der Gegenwart 1, Düsseldorf 1967, S. 259—291.
- Steinbrückner, Bruno F.*, Stadtsprache und Mundart, in: Muttersprache 78, 1968, S. 302—311.
- Veith, Werner H.*, Zum Problem der umgangssprachlichen Unsystematik, in: Muttersprache 78, 1968, S. 370—376.
- Winterfeldt, Hans*, Die Sprache im Konzentrationslager, in: Muttersprache 78, 1968, S. 126—152.
- Zwirner, Eberhard I Maak, Adalbert I Bethge, Wolfgang*, Vergleichende Untersuchungen über konstitutive Faktoren deutscher Mundarten, in: Zs. f. Phonetik und allgemeine Sprachwissenschaft 9, 1956, S. 14—30. [Vergleichende Untersuchungen]
- Zwirner, Eberhard*, Lebende Sprache. Beitrag zu ihrer Theorie und zur Methodik ihrer Erforschung, in: Studium Generale 15, 1962, S. 14—22.